

Ottmar Mergenthaler

ein großer schwäbischer Erfinder in Amerika, zu seinem 100. Geburtstag am 11. Mai

Von Karl Götz

Allein zwischen 1851 und 1861 sind 300 000 Württemberger nach Amerika ausgewandert. Viele sind hinübergekommen, auf die wir stolz sein können. Konrad Weißer aus Großaspach hat als Freund und Dolmetscher der Indianer den Grund zur amerikanischen Volksfreiheit legen helfen, Emanuel Leuze aus Gmünd hat berühmte Bilder aus der amerikanischen Geschichte gemalt, der Stuttgarter Metzgersohn Friedrich Leypoldt wurde der Organisator des amerikanischen Verlagswesens, Christoph Gustav Memminger aus Mergentheim wurde Finanzminister der südstaatlichen Konföderation, Ludwig Werenwag aus Reutlingen hat Brücken und Kanäle gebaut, die man als Weltwunder angesehen hat, der Kirchheimer Jakob Schöllkopf hat die Niagarafälle wirtschaftlich ausnützen helfen, Johann Jakob Busch aus Süßen hat man den amerikanischen Zeiß genannt, Adolf Bolzano aus Ehingen galt lange als Amerikas größter Brückenkonstrukteur, Hermann Frasch aus Gaildorf machte minderwertige Erdölsorten brauchbar und wurde zum amerikanischen Schwefelkönig. Und Ottmar Mergenthaler, der in Hachtel bei Mergentheim geborene Lehrersohn, erfand in Amerika die Setzmaschine.

Mergenthalers Erfindung dürfte die größte schwäbische Leistung in Amerika sein. Ihre Bedeutung wird ersichtlich, wenn man bedenkt, welchen Aufschwung das ganze Druckerei- und Pressewesen danach nahm. Heute werden 80 % all dessen, was gelesen wird, mit Setzmaschinen gesetzt. So ist es nicht verwunderlich, daß die Vereinigten Staaten zur hundertsten Wiederkehr des Geburtstags von Ottmar Mergenthaler eine Sonderbriefmarke herausgeben, daß die amerikanische Ottmar Mergenthaler Linotype-Company in Deutschland eine Festschrift drucken läßt, daß die Linotypegesellschaft in Frankfurt einen Sonderdruck der „Linotype-Post“ herausgibt und daß in Hachtel im Kreis Mergentheim an Stelle des baufällig gewordenen Geburtshauses Mergenthalers, des alten Schul- und Rathauses des Dorfes, nach den alten Plänen mit Zuschüssen des Landes Baden-Württemberg, des Arbeitgeberverbandes für das graphische Gewerbe, der Industriegewerkschaft Druck und Papier und der Linotypegesellschaft ein neues Haus erstellt und als Mergenthaler-Museum eingerichtet wurde.

Gutenbergs Erfindung bestand darin, daß er an Stelle ganzer Holzplatten, in die der Text einer zu druckenden Buchseite geschnitten wurde, die beweglichen Einzellettern verwendete. Diese waren zunächst aus Holz, dann wurden sie aus Blei gegossen. Sie konnten nach dem Gebrauch „abgelegt“ und dann wieder verwendet werden. Wenn sie abgenützt waren, konnte man sie umschmelzen. Im Grunde hat sich an dem Vorgang des Schriftsetzens von Hand seit Gutenbergs Zeit (um 1440) nicht viel geändert. Die Entwicklung schrie längst auch hier nach der Maschine. Das erste Patent für eine Setzmaschine wurde bereits 1822 erteilt. Die patentierte Maschine war aber praktisch nicht verwendbar. Bei mancherlei anderen ähnlichen Maschinen war es nicht anders. Am 3. Juli 1886 wurde im Setzsaal der „New York Tribune“ eine Maschine in Betrieb genommen, die mit all ihren Vorgängerinnen nicht viel gemeinsam hatte, und die alle Erwartungen, die die Fachleute auf eine Typensetmaschine gesetzt hatten, weit übertraf. Ihr Erfinder war ein damals zweiunddreißigjähriger Deutscher, der mit 18 Jahren nach Amerika gekommen war, ein gelernter Uhrmacher, der württembergische Lehrersohn Ottmar Mergenthaler.

Mergenthalers Vater, Johann Georg Mergenthaler, stammte aus Hohenacker bei Waiblingen. Er war Schullehrer in Lauffen a. N. und von 1849 bis 1856 in Hachtel bei Mergentheim, das damals kaum 300 Einwohner zählte, bis 1858 in Neuhengstett, wo damals noch französisches Patois gesprochen wurde, und dann in Ensingen bei Vaihingen.

Die Mutter war die Tochter des Schullehrers, Geometers, Baumeisters und Bauern Johann Christoph Ackermann in Eibstätt. In Hachtel wurden die Söhne Adolf (1851, Lehrer, gestorben als Rektor in Backnang), Karl (1852, Mechanikermeister in Graffenstaden) und Ottmar (1854) geboren. Eine 1850 geborene Tochter war nach einem Jahr wieder gestorben. In Neuhengstett wurde der Bruder Julius geboren (1857, Hüttenkassierer), 1859 starb die Mutter. 1861 heiratete der Vater Karoline Hahl aus Bietigheim. Aus dieser Ehe entsprang ein Sohn, Friedrich (1868, Inhaber einer mechanischen Werkstätte in Baltimore).



Bildnis Mergenthalers nach einer Fotografie aus dem Archiv der Mergenthaler Setzmaschinenfabrik GmbH., Berlin

Ottmar Mergenthaler ging in Ensingen in die Schule. Seine Brüder nannten ihn das „Pffifikusmärle“. Es wird erzählt, er habe daheim und im Stall tüchtig helfen müssen: kehren, Geschirrwaschen, kochen, Kirchekehren, Glockenläuten. Er sei ein Bastler gewesen und er habe wunderschöne Springerlesmödel geschnitzt. Als die Uhrmacher die Kirchturmuhre einmal nicht wieder hätten in Gang bringen können, habe der Bub sie heimlich zerlegt, geölt, zusammengebaut, wieder auseinandergemacht und in Gang gebracht.

Der Vater wollte ihn Schullehrer werden lassen. Das war aber ganz gegen alle seine Wünsche. So kam er schließlich zu dem Bruder seiner Stiefmutter, dem

Uhrmacher Louis Hahl in Bietigheim in die Lehre. Er sollte vier Jahre ohne Lohn arbeiten, Lehrgeld zahlen, sein Werkzeug mitbringen und dafür Kost und Logis bei seinem Lehrherrn erhalten. Er muß außergewöhnlich geschickt gewesen sein, denn er erhielt nach drei Jahren Lohn, eine Auszeichnung, von der Hahl sagte, daß er sie in dreißig Jahren keinem Lehrling habe gewähren können. In Abendkursen und in der sogenannten Sonntagsschule, der Vorläuferin der Gewerbeschule, erhielt er den ersten Unterricht in technischem Zeichnen und in Physik.

Nach der Lehre ging Mergenthaler gegen den Willen seines Vaters zu dem Sohn seines Meisters, der in Washington eine Fabrik für elektrotechnische Geräte

hatte. Schon mit 20 Jahren vertrat er seinen Arbeitgeber. Im selben Jahr erhielt er sein erstes Patent, im Jahr darauf zog er mit Hahl nach Baltimore um.

In den Hahlschen Werkstätten, in denen neben elektrischen Uhren und Patentmodellen vor allem Meßwerkzeuge für den amerikanischen Wetterdienst gemacht wurden, waren Erfindungen aller Art das Tagesgespräch. Unter den vielen Erfindern, mit denen er dort zusammenkam, wurde James O. Clephane, ein Gerichtsstenograph, von besonderer Bedeutung für ihn. Er interessierte ihn für Vervielfältigungsmaschinen. 1878 hatte der 24jährige eine erste Matrizenmaschine fertiggestellt. Er ging grundsätzlich von dem Gedanken aus, nicht die Lettern mit den erhabenen negativen Schriftzeichen nebeneinanderzusetzen, sondern die Gießformen mit dem vertieften positiven Bild der Buchstaben. Seine Setzmaschine hatte eine Tastatur wie die einer Schreibmaschine. Durch den Druck auf die Tasten fielen die messingene- nen Gußmatrizen zeilenweise nebeneinander, die ganzen Zeilen wurden dann ausgegossen, die aus- gebrauchten Matrizen wurden wieder in ihre Fächer in dem Magazin befördert. Da immer eine ganze Zeile ausgegossen wurde – a line of types – erhielt seine Maschine bald den Namen Linotype.

Zwischen seiner ersten Maschine und der Maschine des Jahres 1886 lagen unerhörte Mühen um ständige Verbesserungen und schwere Kämpfe mit den Gesellschaf- tern, die sich hinter ihn und seine Erfindung gestellt hatten. Mergenthaler war ein Fanatiker der Gründ- lichkeit und der Gediegenheit. Er gab nichts Halb- fertiges aus der Hand. Der Anwalt L. G. Hine, der sich nach dem Austritt Mergenthalers aus dem Hahl- schen Geschäft im Jahr 1883 an die Spitze einer neuen Gesellschaft zur Auswertung seiner Erfindung gestellt hatte, sagte einmal: „Es gibt nicht viele Aktio- näre, die es sich gefallen lassen, daß man ihnen sagt: Wir haben jetzt die beste Maschine der Welt, aber wir müssen eine noch bessere fabrizieren.“ Von an- derer Seite wurde über ihn gesagt: „Mergenthaler hatte ein empfindliches Naturell und sehr reizbare Nerven, und unablässige Kritik vom rein geldlichen Standpunkt aus ärgerte ihn bis zum Reißen des Geduldfadens.“ Noch im Jahr 1885 überschrieb das „Journal für Buchdruckerkunst“ seinen Bericht über ein Diner zu Ehren Mergenthalers, zu dem auch der amerikanische Präsident Chester Allan Arthur ein- geladen war: „Ein großartiger Setzmaschinenschwin- del.“ Bei der Aufstellung der ersten Maschinen hatten die Setzer in New York und in Amsterdam gegen ihren „eisernen Kollegen“ gestreikt, weil sie meinten,

wie ein New Yorker Sprecher sagte, daß „diese Dinger ihnen 90 % ihrer Arbeitsplätze kosten wür- den“. Das Gegenteil trat ein. Die Zeitungen wurden umfangreicher und billiger. Als Mergenthaler nach Amerika kam, hatten die amerikanischen Zeitungen eine Auflage von 3,6 Millionen, dreißig Jahre später 33 Millionen. Durch Mergenthalers Erfindung wurden Tausende von neuen Arbeitsplätzen und ganz neue Industrien nötig. Und 1893 schrieb Theodor Goebel im „Journal für Buchdruckerkunst“: „Die Linotype ist eine Maschine wie wenig andere. Steht man vor ihr, so sieht man, wie sie die gesetzte Zeile selbst ausschließt, sie vor den Gießofen führt, gießt, dann die Ausschließungen entfernt und die Matrizen nach oben hebt zu selbsttätigem Ablegen, während unten die fertige Zeile, behobelt und auf Höhe, sich längst auf einem Schiff den Vorgängerinnen anreihet, und alles dies, ohne daß sich der an den Tasten ruhig weiterarbeitende Setzer nur im Geringsten darum zu kümmern braucht. Sieht man weiter die wunderbare Ruhe und Genauigkeit, mit welcher diese so verschie- denen Funktionen vor sich gehen, so kann man nur staunen und das Unbegreifliche wird auch angesichts der Maschine erst begreiflich, wenn man ihrem Mechanismus genaue Aufmerksamkeit geschenkt, die Tätigkeit all der Exzenter, Räder und Hebel auf ihre Wirkung hin verfolgt hat. Man fühlt sich fast versucht, ein selbsttätiges Denken bei diesem bewunderns- werten Mechanismus voranzusetzen und wird gern und freudig anerkennen, daß derselbe eine Fülle des Denkens repräsentiert, ein großartiges Erzeugnis von menschlichem Scharfsinn.“

Im Jahr 1881 hatte Mergenthaler sich mit der in Baltimore geborenen Tochter des aus Ludwigsburg stammenden Architekten und Bildhauers Louis Carl Lachenmayer verheiratet. Dieser Ehe entstammten fünf Kinder. Ein Sohn starb schon mit vier Jahren. Der Sohn Fritz, der in Baltimore eine Fabrik erbaut hatte, verunglückte 1910 mit 27 Jahren bei einem Autounfall tödlich. Sein Bruder Eugen, der seine Fabrik übernommen hatte, wurde 1919 ein Opfer der Grippeepidemie. Der vierte Sohn Hermann, der in Karlsruhe studierte, lebt als Ingenieur in Amerika. Die Tochter Pauline wurde 1894 geboren.

Im Jahr 1892 war Mergenthaler mit seiner Frau zu Besuch in Deutschland gewesen. Dabei hat er vor allem seinen Vater in Backnang und seine Verwandten und Bekannten in Bietigheim besucht. Als Mergen- thaler in Bietigheim gelernt hatte, befand sich die Werkstatt seines Onkels in einem kleinen Häuschen am „Graben“. Bald verlegte Hahl sein Geschäft in

das Haus Kronenbergstr. 5. 1872 kaufte er zusammen mit dem Tuchmacher Spaich ein Haus an der Enzbrücke. Spaich ging später zur Buchdruckerei über. Er erwarb 1884 die Druckerei, in der seit 1872 „Der Trompeter vom Hohenasperg“ gedruckt wurde, der 1874 den Titel „Enz- und Metterbote“ erhielt. In der dortigen Buchdruckerei, die 1907 in den Besitz der Familie Gläser übergang, wurde 1922 die erste Linotype aufgestellt.

Mergenthaler hatte seine Gesundheit schwer untergraben. Seine Lunge war stark angegriffen. Er ging zur Erholung eine Zeitlang in die Blauen Berge in Maryland, später an den Saranac-See im Staat New York, wo er in der gleichen „Bäckerhütte“ wohnte, in der wenige Jahre vor ihm der Schriftsteller Robert Louis

Stevenson gewohnt hatte. Die Ärzte schickten ihn dann schließlich in das trockene Klima von New Mexico. Er war aber ein Erfinder aus Leidenschaft. Er konnte sich nicht schonen. Auch dorthin nahm er seine Zeichner mit. 1899 starb er in Baltimore. Er hinterließ ein für die damalige Zeit außergewöhnliches Vermögen: 486 660 Dollar. Beide Legenden, die über ihn durch die Bücher geistern: daß er seine Erfindung in Amerika ausgewertet habe, weil deutsche Stellen ihm die kalte Schulter gezeigt hätten, und daß er wie so viele Erfinder arm gestorben sei, stimmen nicht.

Unter den Auslandschwaben war Mergenthaler einer der größten. Amerika ist stolz auf diesen seinen Bürger zweier Welten. Wir sollten es nicht weniger sein.

Max Eyth und seine schwäbische Heimat

Von Paul Gebring

Es ist öfters gesagt worden, daß Max Eyth das für den Schwaben charakteristische Fernweh verbunden mit einem ebenso tiefen Heimweh in besonders reiner und anziehender Form in sich verkörpert habe. Das wird noch deutlicher, wenn wir uns einer anderen, wohl auch gemeinschwäbischen Eigenart an ihm bewußt bleiben, seiner Scheu vor jeder Rührsamkeit, die selbst wieder von geradezu mimosenhafter Art war, und die ihn oftmals dazu trieb, wenn etwas Ernstes, Ergreifendes in ihm aufsteigen wollte, seine Zuflucht zu einer humoristischen Floskel zu nehmen. Dem sei im folgenden teilweise unter Benützung unveröffentlichter Quellen kurz nachgegangen.

Daß Max Eyth sich einmal draußen, jenseits der Grenzpfähle seiner Heimat, den Wind um die Nase gehen lassen würde, stand fast so früh schon fest, wie sein Ausweichen aus der Tradition der Väter, die Theologen und Schulmänner gewesen waren. Wer damals den unbekannt und fragwürdigen Beruf eines Technikers ergriff, mußte schon an eine Laufbahn draußen denken, und wenn es auch nur wie im Handwerk die Wanderjahre sein sollten. Als daher nach Abschluß des Studiums am Polytechnikum in Stuttgart der Vater noch einmal den Gedanken an eine Repetentenstelle ausspielt, wehrt Max Eyth entschieden ab. Und kaum sind zwei Jahre praktischer Mitarbeit als Ingenieur bei der damals größten Maschinenfabrik des Landes von Gotthilf Kuhn in Berg vorbei, so steckt er schon voller Wanderpläne. Viele seiner Studienfreunde sind schon draußen und humorvoll-großartig schreibt er den Eltern: „Berlin? London? – Amerika? sagt selbst, was Ihr wollt.“ Aber

gleich dazu beschwichtigend: „Daß ich nicht fortgehe, ohne eine einigermaßen gesicherte Stellung, versteht sich von selbst.“ Für solche Absichten hat er auch bereits die Zustimmung seines Patenonkels Albert Knapp, des großen Kanzelredners und geistlichen Dichters gewonnen, in dessen Hause er in Stuttgart verkehrte. Dieser hatte ihm auch die persönliche Bekanntschaft mit Ferdinand Steinbeis, dem Präsidenten der Zentralstelle für Gewerbe und Handel, vermittelt, der Max Eyth in seiner Absicht bestärkte und ihm, wie vielen anderen jungen Absolventen des Polytechnikums, mit Rat und Tat bei der Verwirklichung seiner Pläne half. Als sich das Postulat bürgerlich-schwäbischer Lebenskunst, die „gesicherte Stellung“, nicht verwirklichen ließ, willigt die Familie schließlich in das Wagnis ein, auf gut Glück die Stellung bei Kuhn aufzugeben und in Richtung Ruhrgebiet, Belgien und England auf Stellungsuche zu gehen. Die Familie steuert zu einem Reisefonds bei, Steinbeis hilft mit einem Zuschuß aus öffentlichen Mitteln und einer Masse von Empfehlungsschreiben. So schien alles solid unterbaut. Um so größer die Enttäuschung, daß die vielen guten Empfehlungen weder im Rheinland noch in Belgien etwas nützten und sich in England auch noch herausstellen sollte, daß auch die guten Zeugnisse aus der Heimat niemand interessierten. Daß es in England dann doch gelang, bei Robert Fowler, dem Dampfflugfabrikanten, anzukommen, war einer Weiterempfehlung zu verdanken, die sich Max Eyth selbst zu verschaffen verstand. Er war von Steinbeis an einen Maschinenfabrikanten empfohlen worden, der ihn zu sich einlud und dessen Gattin er nun am Klavier durch die Melodie eines Liedes